

Gottesdienste in der Stadt

Liturgisches Flanieren in Berlin

Birgit Weyel

„Ich möchte beim Ersten Blick verweilen. Ich möchte den Ersten Blick auf die Stadt, in der ich lebe, gewinnen oder wiedererfinden.“ Franz Hessel hat das Flanieren in Berlin zur literarischen Gattung erhoben, als „eine Art Lektüre der Straße, wobei Menschengesichter, Auslagen, Schaufenster, Café-Terrassen, Bahnen, Autos, Bäume zu lauter gleichberechtigten Buchstaben werden, die zusammen Worte, Sätze und Seiten eines immer neuen Buches ergeben“. In den feuilletonistischen Schilderungen seiner Spaziergänge verdichten sich flüchtige, aber intensive Eindrücke in Verbindung mit kenntnisreichen Schilderungen der Geschichte zu einer Art Heimatkunde. „Mit dem Herumlaufen ist es nicht getan. Ich muß eine Art Heimatkunde treiben, mich um die Vergangenheit und Zukunft dieser Stadt kümmern.“¹ Mit dem Versuch, den „Ersten Blick“ zu üben, will ich liturgische Streifzüge unternehmen, mit der nicht unbeteiligten Haltung des Flaneurs Gottesdienste in der Stadt besuchen, beides, beobachten und mitfeiern, mitten in Berlin.

streng und schlicht

Mein Weg am Sonntagmorgen führt mich nach Mitte. Am U-Bahnhof Zinnowitzer-Straße werde ich ans Tageslicht gespült, an der Ecke Chausseestraße/Invalidenstraße, wochentags in alle Richtungen sehr befahren, zwingen sich studentische Fahrräder vorbei an Lieferwagen, hasten Fußgänger zwischen den Autos in die Tram. Heute bin ich hier allein, kann bei Rot über die Ampel gehen, biege links in die Invalidenstraße ein. Das gewaltige 4-stöckige Eckhaus steht leer. Plakate haben sich wie Patina an das Gebäude gelegt, die darüber

¹ Franz Hessel: Ein Flaneur in Berlin, Wien/Leipzig 1. Aufl. 1929, Neuausgabe Berlin 1984, 12.

liegenden Fenster, die von großzügig geschnittenen Wohnungen künden, bli-
cken leer. Gegenüber eine stilvolle Croissanterie im aufwendig renovierten Alt-
bau. Hochglanzschilder geben daneben dem unbedarften Flaneur eher Rätsel
auf als Aufschluss darüber, wer hier eingezogen sein mag. Eine Agentur für
Kommunikation und: Was bitte ist eine Vorratsgesellschaft? Verschlafen, aber
entschlossen schließt eine junge Frau eben den Blumenladen auf. „Carlos De-
pot, Preisknüller“ lärmte mich ein Schriftzug an. Ich biege rechts in das Roman-
tikerviertel ein. Ein kleiner Park, mit einem großen Planschbecken, einem
Spielplatz, zeigt an, dass hier viele Familien mit Kindern leben. Die Straßen-
fluchten sind lückenlos bebaut. Unvermittelt stehen Alt und Neu nebeneinan-
der. In warmen Farben renovierte Altbauten mit fragilen Balkons und großzügig
mit Glas und Licht ausgestattet; daneben Neubauten, d.h. braune, bröselnde
Plattenbauten aus den 60er Jahren. Die baulichen Kontraste korrespondieren
der Bevölkerungsstruktur. „Im Grunde haben wir hier zwei Bevölkerungskreise“
berichtet mir Pfarrer Frank Grützmann, als ich in der nächsten Woche nachfra-
ge. In den 60er-Jahre-Neubauten wohnen vor allem Menschen zwischen 50 und
90 Jahren. „Sie sind früher nicht zur Kirche gekommen und kommen zum größ-
ten Teil auch heute nicht.“ In die aufwändig renovierten Altbau-Eigentums-
wohnungen dagegen sind vor allem junge Leute, Familien und ältere Bundes-
angestellte eingezogen. Die Gemeinde ist bemüht, „sich den neuen Problemen
und Anforderungen (z. B. der verbreiteten Unsicherheit und Distanz der kirchli-
chen Tradition gegenüber) zu stellen“². Schwierig gestaltet sich jedoch die In-
tegration der Neuzugezogenen in die bestehenden Gemeindegemeinschaften. „Unser Fa-
milienkreis ist fast ein bisschen so etwas wie ein Hauskreis“, meint Grützmann.
Eine Auslage erinnert an ein Antiquitätengeschäft, tatsächlich handelt es
sich um ein großes „Senioren-Domizil“, um die Ecke ein Restaurant und Hotel
– „Honigmond“, orangefarben, hinter einer großen Glasfassade sitzen Früh-
stücks- und andere Gäste, halten sich an großen Kaffeetassen fest. Ein, zwei
Passanten, mehr nicht, habe ich auf meinem Weg
getroffen, auch in der Borsigstraße, in der ich
mich von meinem Ziel, der Golgatha-Kirche, nur
noch wenige Meter entfernt befinde, ist es nicht
belebter. Hastig biegt der Kantor um die Ecke. Es ist Zeit, auch wenn die Glo-
cken hier nicht läuten. Ich muss den Kopf heben, ihn in den Nacken legen,
um einen Eindruck von dem Gebäude zu bekommen, in das ich eintrete, denn
die Golgatha-Kirche, in einfacher Backstein-Architektur gehalten, liegt in der
Baufluchtlinie der Straße. Eng und hoch schmiegt sie sich zwischen die Häu-
ser. Drei hohe Stufen, ich gehe durch das große Tor und ein dunkler, kühler
Raum umfängt mich. Zwei Damen, Mitte 50, stehen hinter der Schwelle. Die
eine reicht mir die Hand, die andere das Gesangbuch mit einem Falblatt zur
Ordnung des Gottesdienstes. Ob man hier bewusst die „Leitlinien kirchlichen
Handelns in missionarischer Situation“ zu beherzigen sucht? Dort heißt es:

**Die baulichen Kontraste
korrespondieren der
Bevölkerungsstruktur.**

² Die Ev. Golgatha-Kirche. Geschichte und Architektur (unveröffentl. Flyer). Bilder und Informa-
tionen zur Gemeinde: www.sophien.de/2003/kirchen/golgatha/index.htm.

„Von freikirchlichen Gemeinden kann man lernen, wie die Teilnehmer vor Beginn des Gottesdienstes einladend begrüßt werden.“³ Lang und schmal liegt das Kirchenschiff, erbaut in der Form eines lateinischen Kreuzes, bestehend aus einem Zentralbau mit kurzem Langschiff, schmalen Kreuzflügeln und einem ge-

Das Außere ist in allen Theilen streng und schlicht gehalten.

raden Chorschluss, vor mir. „Das Außere ist in allen Theilen streng und schlicht gehalten.“ Dies galt schon für die 1900 eingeweihte Kirche, erbaut nach den Entwürfen von Spitta und Wilde, umso mehr heute, nachdem die Kirche schwere Kriegsschäden (1943) erlitten hatte. Nach der Beseitigung der größten Schäden (1949) prägt vor allem eine umfangreiche Renovierung aus dem Jahr 1965 das innere Gesicht der Kirche bis heute. Der Innenraum der Kirche, ursprünglich insbesondere im Chorraum reich bemalt, wurde einheitlich geweißt, nur die Bänder und Gurte sind rot angestrichen. Neben das Weiß tritt ein dunkles Blau. Empore und Kirchenbänke sind blau bemalt, passend zu den 1966 neu eingesetzten Fenstern des Rostocker Künstlers Mannewitz, in denen Blau und Weiß dominieren – streng und schlicht. Ich nehme Platz. Über dem Altar aus rötlichem Sandstein erhebt sich ein reich vergoldeter in Eichenholz geschnitzter Aufbau, der das große Altarbild umschließt. Eine stark realistische, rötlich getönte Szene der Kreuzigung Jesu von Ernst Pfannschmidt aus der Nazarenerschule.

Die große Orgel auf der Nordempore wird heute nicht genutzt, der Kantor sitzt neben dem Taufbecken an einer kleinen Orgel und intoniert das Vorspiel. Ich beginne im Gesangbuch zu blättern und schaue mich um. Etwa 40 Gemeindeglieder haben sich eingefunden, in den ersten fünf Reihen verdichtet, der Rest hat sich über das 1000 Plätze umfassende Gestühl lose verteilt. Einige Mütter mit Kinderwagen, zwei, drei jüngere Paare und Familien, die Hälfte der überwiegend weiblichen Besucher dürften älter als 55 Jahre sein. Der Gottesdienst hat begonnen. Pfarrer Heidler, ein Ruheständler, der hier regelmäßig vertritt, spricht der Gemeinde den Ostergruß zu. „Der Herr ist auferstanden!“ Es ist Quasimodogeniti, ein Tag, an dem die etwa zwei bis drei Konfirmanden aus Golgatha gemeinsam mit denen aus allen anderen Bezirken der Gemeinde in der Sophienkirche konfirmiert werden. Nur 12 Konfirmanden habe es in diesem Jahr insgesamt gegeben, die man um einer gewissen Gruppenstärke willen zusammen gefasst habe. „Wendeknick“ erläutert mir später Pfarrer Grützmann. Tatsächlich, ein Konfirmandenalter zurückgerechnet war 1989. Im nächsten Jahr schon werden es wieder doppelt so viele Konfirmanden sein. Eine Frau aus der Gemeinde entzündet die Osterkerze im Gedenken an die Konfirmanden, die jetzt in der benachbarten Kirche sind und erinnert an Dietrich Bonhoeffer, dessen Lied „Von guten Mächten“ sie den abwesenden Konfirmanden „mit auf den Weg geben möchte“. Bonhoeffer ist bekanntermaßen einer der protestantischen „Heiligen“⁴, der landauf landab als Spitzenrei-

³ Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg (Hg.): Leitlinien kirchlichen Handelns in missionarischer Situation (2001), 17.

⁴ Im Anschluß an die Untersuchung von Helmut Barié vgl. Peter Bukowski: Predigt wahrnehmen. Homiletische Perspektiven, Neukirchen-Vluyn 2. Aufl. 1992, 95.

ter in Predigten genannt wird; es gibt jedoch auch einen lokalen Bezug. Bonhoeffer war Vikar in der nahe gelegenen Zionskirche, ein Umstand der im Bewusstsein der Gemeinde wach gehalten wird. – „Er ist erstanden, Halleluja!“, wir singen das Eingangsglied, EG 116. Ruhig und freundlich und dynamisch führt Pfarrer Heidler durch die Liturgie, die im wesentlichen nach wie vor der Ordnung der Agende der EKU von 1959 entspricht. Im normalen Sonntagsgottesdienst werden die vielfältigen Gestaltungsmöglichkeiten des Evangelischen Gottesdienstbuches offenbar nicht aufgenommen. Der Kantor singt von seinem Platz an der Orgel aus Kyrie und Gloria, die Gemeinde respondiert routiniert. Ohne umständliche Regieanweisungen beten wir Psalm 116 (EG 746) mit dem Liturgen im Wechsel. Nach dem Kollektengebet, ad altarem vorgetragen, wechseln sich Lieder und Lesungen ab. Die Lesungen (Joh 20, 19–29 und 1. Petr 1, 3–9) werden von einer Lektorin, eine Frau um die 50, im langen schwarzen Rock und Pullover, gefasst und ein bisschen streng anmutend, vorgetragen. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben. Pfarrer Heidler geht zum Ambo, die Kanzel, auf einem Steinpfeiler in frühgotischen Formen aus Eichenholz geschnitzt, bleibt leer. Mit einem Gedicht von Klaus-Peter Hertzsch beginnt die Predigt. Von „offenen Horizonten“ ist in poetischer Sprache die Rede, die der Prediger mit „verschlossenen Türen“ kontrastiert, wenn eine Arbeitsstelle verweigert wird und Beziehungen zwischen Menschen abzurechnen drohen. Die „zerbrochenen Hoffnungen“ klangen bereits im Kollektengebet an. Kreuz und Auferstehung werden in ihrer wechselseitigen Bezogenheit im Bild der „offenen Wunden“, in die der zweifelnde Thomas zu fassen sucht, konzentriert. Eine Erzählung zum Schluss veranschaulicht die Hoffnung auf den auferstandenen Christus, der verschlossene Türen überwindet. Ein Junge, der zu DDR-Zeiten in der Schule wegen seiner Zugehörigkeit zu christlichen Gemeinde bedrückt wurde, antwortet dem Zeichenlehrer, der ihn ironischem Unterton auffordert, Gott an die Tafel zu zeichnen. „Das kann ich nicht, denn dafür bräuchte ich goldene Kreide.“ Die Situierung dieser Geschichte ist kein Zufall. Die Zeit der DDR ist im Gedächtnis der Gemeinde lebendig und für ihr christliches Selbstverständnis weiterhin wichtig. In den Räumen der Golgatha-Gemeinde traten Stephan Krawczik und Freya Klier auf, im August 1989 fand hier die Gründung einer SPD in der DDR statt⁵. Die Opposition gegenüber dem atheistischen Staatssozialismus tritt neben den Kirchenkampf im Nationalismus. Zum Kirchesein gehört der Widerstand konstitutiv dazu. So greift man immer wieder auf die Tradition der Friedensgebete von 1989 zurück, seit dem 11. September 2001 finden sie wieder regelmäßig mit mehr (Irakkrieg) oder weniger Beteiligung statt. Die Lage im Irak wird auch im Fürbittgebet aufgenommen, ebenso wie die in der Predigt angesprochenen Situationen von Arbeits- und Beziehungslosigkeit. „Des solln wir alle froh sein, Christ will unser Trost sein.“ EG 99,5 leitet über

Zum Kirchesein gehört der Widerstand konstitutiv dazu.

⁵ Vgl. dazu ausführlich *Peter Hilsberg: Gemeindeleben im gesellschaftlich-politischen Kontext*, in: Bezirksausschuß Golgatha der Ev. Kirchengemeinde Sophien: 100 Jahre Golgatha Kirche. Festschrift, Berlin 2000, 55–58.

zum aaronitischen Segen. Zum Orgelnachspiel stehen schon die ersten auf, Pfarrer Heidler, der durch den Mittelgang zum Ausgang strebt, um sich zu platzieren, wird auf halbem Wege aufgehalten und bekommt von zwei Damen einen Blumenstrauß überreicht. Sie drücken ihm lange und fest die Hand. Später erfahre ich, dass er heute Geburtstag hat. Noch ein paar Schritte, die Stufen herab und ich stehe wieder auf dem Bürgersteig der Borsigstraße. „Schön war’s, ne?“ Die beiden älteren Damen vor mir sind sich einig und ich kann ihnen nur zustimmen. Die Bezüge zwischen Liturgie und Predigt waren stimmig und prägnant, die Predigt sprachlich und inhaltlich sehr gut ausgearbeitet. Die Lieder waren dem nachösterlichen Proprium gemäß fröhlich, der Gemeindegesang sicher, das Orgelspiel fehlerlos. Schade, denke ich, dass nicht mehr Menschen da gewesen sind. Und ich frage mich, wie der Gottesdienst wohl auf sie gewirkt hätte. Hätten sie sich von der Strenge des Raumes und der Lektorin einschüchtern lassen? Entsprächen die lebensweltlichen Bezüge der Predigt ihrem Lebensgefühl? Hätten sie den ganz normalen Gottesdienst als heilsame Unterbrechung des Alltags erfahren und dem Wort vom Auferstandenen, für den auch verschlossenen Türen kein Hindernis sind, Glauben schenken können?

monumental und volksnah

14 Tage später bin ich wieder unterwegs, nordöstlich von Golgatha, will ich den Gottesdienst in der Zionskirche besuchen. Die Tram trägt mich vom Rosenthaler Platz aus die höchste Erhebung der Stadt hinauf, vorbei an offenen und bereits zur frühen Stunde gut besetzten Straßencafés. Bäume spenden an diesem sonnigen Maitag reichlich Schatten. An der Haltestelle Zionskirchplatz steige ich aus. *Schon von weitem habe ich den Turm der Kirche gesehen. Der Architekt, August Orth, der Mitte des 19. Jahrhundert an der Berliner Bauakademie bei der Schülergeneration Schinkels studierte, legte großen Wert darauf, dass der Turm sowohl eine städtebauliche Orientierungsmarke als auch den kirchlichen Mittelpunkt des Gebiets bezeichnete. Dafür brach er mit der Ostung des Kirchengebäudes. Der Altarbereich ist nach Nordwesten ausgerichtet.*⁶ Erst nach Beendigung der Bauphase (1866–1873) entstanden rund um den Zionskirchplatz die typisch städtischen, dichten Mietskasernen, die das Stadtbild bis heute prägen. Der Platz ist einem unregelmäßigen Fünfeck nachgebildet. Die Straßen münden sternförmig an je einer Ecke ein. Ich passiere weitere Straßencafés, ein Baugerüst, das fast den gesamten Bürgersteig einnimmt, einen Kiosk, an dem reges Treiben herrscht. Die Kirche ist nicht zu verfehlen. Sie liegt zentral und monumental in der Mitte des leicht erhöhten Platzes. „Monumentalität und Volksnähe“ waren zeitgenössische Forderungen, die sich mit dem Bau dieser Kirche verbanden, für die Wilhelm I. das Patronat übernahm, als Dank für die Bewahrung vor einem Attentat. Noch eine

⁶ Vgl. dazu: Die Zionskirche. Berlin-Mitte (Schnell-Kunstführer Nr. 2381), Regensburg 1999, 6. Zur Information vgl. auch: www.sophien.de/2003/kirchen/zion/index.htm.

Viertelstunde bis zum Beginn des Gottesdienstes, und der Vorplatz der Kirche ist bereits dicht bevölkert. Viele Familien, junge und alte, Mütter mit Kindern stehen in der Sonne, 5- und 6-jährige Kinder laufen durcheinander. Familiengottesdienst mit fünf Taufen ist heute, aber es ist auch ein ganz normaler Sonntagsgottesdienst dieser Gemeinde, denn der Gottesdienst ist hier in der Regel sehr gut besucht, und die Struktur der Gottesdienstgemeinde entspricht der Bevölkerungsstruktur des Kiezes, „junge Ausgehmeile“⁷, das Durchschnittsalter liegt bei 31 Jahren. In den letzten Jahren hat hier ein enormer Bevölkerungsumbruch stattgefunden, wie schon zur Gründerzeit. Doch dominierten damals Arbeiter, kleine Handwerker und Gewerbetreibende die explosionsartig anwachsende Gemeinde, so sind es heute junge Besserverdienende: Rechtsanwälte, Ärzte, Beschäftigte in den Bereichen Medien, Werbung, Design. Auch Angehörige der Bundesregierung haben sich in den renovierten Altbau- und Dachgeschosswohnungen niedergelassen. Der anspruchsvollen und beanspruchenden Berufssituation zum Trotz haben viele der hier lebenden jungen Paare die „neue Lust am Nachwuchs“⁸ entdeckt. Der Prenzlauer Berg babyboomt. Es gibt viele Taufen und Trauungen, Studenten, junge Familien mit kleinen Kindern bis zum Schulalter prägen das Gemeindeleben. Konfirmanden und Jugendliche gibt es auch in dieser Gemeinde nur wenige; aber das entspricht auch ihrem Bevölkerungsanteil.

Die Struktur der Gottesdienstgemeinde entspricht der Bevölkerungsstruktur des Kiezes.

Ich betrete die Kirche. Aus der achteckigen Vorhalle heraus bietet sich mir ein eindrucksvoller Blick auf den weiten und lichten Innenraum. Auch der Grundriss von Zion ist der eines lateinischen Kreuzes, allerdings mit einem besonders großräumigen halbrunden Altarbereich. Eine der bedeutendsten architektonischen Neuerungen stellt das Gewölbe-Emporen-System dar. Die Pfeiler sind in den Kirchenraum eingestellt, auf denen große und luftige Emporen aufruhend. Das Gestühl ist aus Holz und niedrig, der dominierende Farbeindruck des Innenraums ein helles Grün und Weiß. Es verdankt sich einem Latex-Anstrich aus den 60er Jahren, der nun abblättert. An der Altarwand sind ältere Farbfassungen teilweise freigelegt.⁹

Die Kirche füllt sich, etwa 120–150 Gemeindeglieder haben sich eingefunden. Auch hier wurden mir ein Gesangbuch und eine Gottesdienstordnung in die Hand gedrückt. Ich nehme im hinteren Drittel Platz. „Komm, so weit hinten, ist doch doof.“ Ein Mittzwanziger zieht seine Freundin am Arm nach vorne, die hinter mir Platz nehmen wollte. Die kleine Orgel, links neben dem Altarraum setzt ein. Pfarrerin Anneli Freund im schwarzen Talar, der so gar nicht düster in diesem weiten hellen Altarraum wirkt, eröffnet den Gottesdienst im Namen des dreieinigen Gottes und begrüßt die Gemeinde und Freunde und Verwandte der Tauffamilien. Die Pfarrerin atmet tief durch. Jubilate, das Lob Gottes, ist das Thema des Gottesdienstes. „Vom Aufgang der Sonne“ (EG 456), das von der kleinen Orgel begleitet wird, nimmt die Ermunterung zum Lob

⁷ Annett Heide: Caipirinha im Himmel. Stadtgestalten, in: Berliner Zeitung, 6./7. Juli 2002, 3.

⁸ Zitty Berlin, 23 (2003), Heft 10, Titel.

⁹ Vgl. Die Zionskirche, 14 f., mit Abbildung.

auf, wie auch der für den Sonntag namensgebende Psalm (66), den wir vom Gottesdienstblatt ein wenig holprig ablesen. Frau Freund intoniert Kyrie und Gloria mit der Gemeinde im Wechsel. Auch hier bleibt die Eingangsliturgie der agendarischen Form von 1959 verhaftet. Die Gemeinde singt nur teilweise mit, obwohl der Text gut sichtbar auf dem Papier angeordnet ist. Sie gestaltet den Gottesdienst stets sehr agendennah, hat mir die Pfarrerin erzählt. Die Gestaltungsvielfalt des Evangelischen Gottesdienstbuches nutze sie nur selten, weil sie glaube, dass die Menschen in ihrer Gemeinde keine „modernen Mitmachgottesdienste“ mögen würden. Auch wenn sie die Liturgie vielleicht selbst nicht singen wollten, wäre ihnen doch die vertraute Struktur des normalen Sonntagsgottesdienstes wichtig. Durch einen kleinen liturgischen Chor gelänge es, den Gesang zu stabilisieren und „aufzuwerten“. Ein Mädchen liest mit seiner Patentante im Wechsel ein Gebet vor, von dem ich allerdings nicht viel mitbekomme. Eine junge Frau steuert auf das Ambo zu. Sie liest Gen 1 in Auszügen, ein Text, der für Jubilare als Predigttext der Reihe V vorgesehen ist. Heute geht es wohl doch nicht ohne einige Mitmachelemente. Der Organist in Jeans und T-Shirt begibt sich zum Mittelgang und stimmt an: „Er hält die ganze Welt in seiner Hand.“ Der Aufforderung zum Mitklatschen wird nur zögerlich gefolgt. Frau Freund hält eine kurze Ansprache zu Gen 1 aus der Mitte des Altarraumes heraus. Sie spricht frei und zitiert die ersten Sätze auf Hebräisch. Von dem Tohuwabohu auf der Erde ist die Rede, bevor Gott schöpferisch eingreift. „Tohuwabohu – das ist wie die halbgeessene Schokolade neben

Die Menschen in ihrer Gemeinde mögen keine modernen Mitmachgottesdienste. den Kleidern von gestern, alles durcheinander und oben drauf die Schulsachen“, erläutert sie, um von der Schöpfung zu sprechen, die den Menschen zugute kommt. Von den Pflanzen gelingt es

ihr, zu den „Taufbäumen“ überzuleiten. Fünf braune Scherenschnitte haben in dem weiten Altarraum weithin sichtbar einen Platz gefunden. Bilder der Täuflinge sind darauf befestigt und wir hätten nun die Gelegenheit, Wünsche als gute Früchte an diesen Bäumen zu platzieren. Kinder schwärmen aus, um Blätter und Stifte in den Bankreihen zu verteilen und wieder einzusammeln. Währenddessen stimmt der Organist Jubilate Deo (181, 7) an. Er ist nicht so richtig zufrieden. „Singen Sie doch höher“ ermuntert er uns. Und nun soll es noch ein Kanon werden. Wir sind überfordert, aber das scheint niemanden zu stören. Der Gottesdienst nimmt seinen Lauf. Wir singen „Kind Du bist uns anvertraut“ vom Liedblatt, sprechen das Glaubensbekenntnis „stellvertretend für die Täuflinge“ und werden gebeten „dazu aufzustehen“. Im Anschluss an die Taufen, zu denen sich in großen Gruppen Familien und Freunde und Klassenkameraden um das Taufbecken einfinden, werden einzelne Liedstrophen gesungen, der Gottesdienst geht mit Vaterunser und Segen zu Ende. Das Schlusslied „Vom Aufgang der Sonne“ schlägt den Bogen zum Beginn des Gottesdienstes. „Guck mal, das Kind sieht ja aus wie ein Engel.“ Eine ältere Frau zeigt beim Rausgehen auf eines der Taufkinder: ein etwa 7-jähriges Mädchen mit langen blonden Haaren und einem hellen Kleid. „Oder wie eine Elfe.“ Erwidert ihre Begleiterin.

Anders als der benachbarte Gemeindebezirk Golgatha wächst Zion stetig. „Hier

habe ich meine Angst verloren, dass Kirche irgendwann den Bach runtergeht“, sagt Anneli Freund (48), die zuvor in Berlin-Moabit gewirkt hat. Nach der Wendezeit lag hier der Anteil der Kirchenmitglieder bei 10 %. „Wenn etwas abstirbt, kommt dafür Neues“, so ist sie sich sicher. Es ist aber auch nicht so, dass die Bevölkerung hier zugunsten von treuen westdeutschen Kirchgängern wechselt. „Hier ist Kirche anders. Hier finde ich wieder zum Glauben zurück.“¹⁰ Solche Sätze, die man hier hören kann, deuten das Gemeindekonzept an, das sich offenkundig bewährt. Da ist die Lage der Kirche, an der man täglich vorbeikommt und die dadurch im Bewusstsein der hier lebenden Menschen präsent ist. Die Architektur der Kirche, die Tatsache, dass man durch den weiten Eingang leicht hinein und auch wieder hinaus kommt, wird bewusst mit Zeiten offener Kirchentüren und niedrigschwelligen Veranstaltungsangeboten verbunden. Vom Seniorenkreis abgesehen gibt es keine regelrechten Gemeindeguppen. „Regelmäßige, verbindliche Strukturen scheuen die Leute“, weiß Frau Freund, die es auch schon mit Bibelarbeiten versucht hat. Einmalige Angebote dagegen, die religiöse Themen und Kirchen- und Stadtgeschichtliches miteinander verbinden, sind attraktiv. Unverbindlichkeit als Konzept? Was die Teilnahmestrukturen angeht – ja. Denn gerade sie führt zu einem stabilen Teilnahmeverhalten auch am ganz normalen Sonntagsgottesdienst. Mit Kirche lassen sich hier positive Assoziationen verbinden. Dietrich Bonhoeffer und die Umweltbibliothek sind keine musealen Erinnerungen, sondern Traditionen, die sich mit einer großen Kulturoffenheit verbinden. Das Leben in der Stadt und die biographische Situation der Menschen hier sind im Umbruch. Auch die Kirche, für die sich ein Förderverein gebildet hat, hat Baustellencharakter. „Hier ist nichts fertig, nichts perfekt, eher provisorisch“, sagt Frau Freund. Auf dem Rückweg fällt mir der Schriftzug einer Immobilien-Werbung am Rosenthaler Platz auf. „Prägen Sie einen der lebendigsten Plätze der Stadt“, fordert er. Ich denke an Franz Hessels Streifzüge durch Berlin. „Nur was uns anschaut, sehen wir.“ Diese „Stadt, die immer im Begriff ist, anders zu werden.“¹¹

¹⁰ Heide, 3.

¹¹ Hessel, 275.